

# Schweigen ist Silber, Schreiben ist Gold

Eine unserer wunderbaren Kulturtechniken ist der Umgang mit Buchstaben.

Die Erfindung, gesprochene Silben durch Zeichen so zu abstrahieren, dass man selber diese Silben auch wieder reproduzieren kann, sie laut auszusprechen oder aber sie im Kopf „laut zu denken“ vermag, ist eine der fantastischsten Leistungen der Menschheit überhaupt - von Mobiltelefon, Eiscreme oder Fernsehen mal abgesehen.

Und nicht nur man selber kann das Aufgeschriebene noch mal auf die Zunge bekommen - nein, auch andere können es in ihren Kopf aufnehmen und bei Bedarf sprachlich wiedergeben. Es gab Hochkulturen, die ihr Wissen von Generation zu Generation durch Auswendiglernen weitergegeben haben. Da sich aber nicht jeder Schädel für die Aufnahme von viel Wissen eignet, gab es Auserwählte, die das Wissen weitertragen konnten oder durften; es stand also nicht allen zur Verfügung.

Nun wissen wir, dass bei jeder Reproduktion sich kleinere oder größere Fehler einschleichen können. Und so kann auswendig erlerntes und wieder aufgesagtes Wissen über Generationen hinweg auch zu Schwammigkeiten führen, die neu zu interpretieren sich dann eine der nachfolgenden Generationen anschickt, weil auffällig wird, dass da irgendetwas nicht stimmen kann.

Schreibt man aber Wissen auf, so wird dies nicht passieren, weil man sich ja immer am „Urtext“ orientieren kann. Werch ein Iltum, wie Ernst Jandl einst in seinem schönen Gedicht über das Velwechsern von rinks und lechts anmerkte.

Während meiner bisherigen Lebenszeit gab es bereits mehrere Rechtschreibreformen und Wörter haben ihren Sinn geändert. Sprache lebt. Wer dies nicht glaubt, soll sich doch mal die ältesten Texte des Nibelungenliedes anschauen. Dies ist in Deutsch verfasst, aber niemand, der nicht das Mittel- oder Althochdeutsche studiert hat, kann den Sinn der Buchstaben wirklich entziffern. Allein die Lutherbibel in der Rechtschreibung ihrer Entstehungszeit dürften die Wenigsten unter uns noch einigermaßen lesen, geschweige denn verstehen können. Warum gibt der Duden in regelmäßigen Abständen neue Auflagen heraus? Weil wir unseren Sprachgebrauch stetig anpassen. Woran anpassen?

War z.B. das Wort *geil* in meiner Jugendzeit höchst anstößig, weil geschlechtliche Erregung bezeichnend, ist es nun ein entzückter Ausdruck für etwas Fantastisches, Herrliches - ein Synonym für *toll*. Verfolgt man es in der Sprachentwicklung zurück (Herkunftsörterbuch/Duden), so war es einmal der Ausdruck für *kraftvoll; üppig; lustig, fröhlich* - dem heutigen Gebrauch schon ähnlicher. Das Vergeilen bei Pflanzen ist das heftige Wachsen neuer Triebe bei Lichtmangel. Und im Niederländischen vergangener Jahrhunderte hatte es vielleicht deshalb schon den Sinn des erregten Sexualtriebes.

Bestimmte Vokabeln in der Lutherbibel sind vom Hebräischen ins Griechische und dann ins Lateinische übersetzte Wörter. Dass da eventuell der ursprüngliche Sinn verloren gegangen ist, lässt sich leicht erahnen (System „Stille Post“). Wer kennt sie nicht, die tollen Übersetzungsfehler, die aus dem Kugellager „kleine runde Sofas“ machen oder - meine Lieblingsverballhornung überhaupt: *Der Geist war willig, das Fleisch war schwach* wird dann zu *Der Schnaps war gut, die Wurst aber schlecht*.

Vor allem jedoch sind der geschichtliche Zusammenhang, die geänderten Sitten und Gebräuche, der gesellschaftliche Zusammenhang für ein Wort oder einen Begriff sehr wichtig. Viele im Deutschen sehr gebräuchliche Wörter oder Begriffe des 19. und Anfang 20. Jhdts. sind durch die Nazi-Zeit bei uns pervertiert und somit „unbrauchbar“ geworden. Und so sie doch gebraucht werden, wird der Benutzer sofort als politisch Rechter oder Historiker enttarnt, obwohl das Wort als solches eigentlich wertneutral ist. Die *Volksgemeinschaft* ist an und für sich kein böses Wort, ihm ist aber im zwölf Jahre währenden *Tausendjährigen Reich* ein böser Beigeschmack angeheftet worden. Das geht auch den Volksliedern so; waren sie doch Teil der *Kraft-durch-Freude*-Bewegung. Ist das Volkslied heute bei uns verpönt, so ist entsprechendes Liedgut in anderen Nationen deutlich beliebter; die haben aber auch nicht diese Vergangenheit.

Ob ich von Plaste oder Plastik spreche, von einer Zweiraumwohnung oder einer 2-Zimmer-Wohnung rede, ich *oute* mich damit als *Ossi* oder *Wessi*, Wörter, die es vor 40 Jahren noch gar nicht gab, aber durch gesellschaftliche Begebenheiten heute sehr gebräuchlich sind und folglich Eingang in den Duden gefunden haben. *panta rhei* - alles fließt, alles bewegt sich, nichts bleibt, wie es ist.

Und nun hatte ein engagierter Mensch vor rund 500 Jahren Zeit und Muße, sein edles Ansinnen, das Alte Testament in seine Sprache - in diesem Falle Deutsch - zu übersetzen, in die Tat umzusetzen; und das Neue Testament aus dem Griechischen übers Lateinische auch noch dazu. Es ist klar, dass dies ein Unterfangen war und ist, dass für einen Menschen allein - mag er noch so klug und gelehrt sein - eine nicht fehlerfrei zu bewältigende Arbeit ist. Aber diese fantastische Anstrengung hat eine gute Grundlage für unsere heutige Sprache gelegt, sollte es doch die Formatvorlage für das Hochdeutsche werden. Glücklicherweise gibt es heute Bibelübersetzungen mit verbessertem, verständlicherem und erklärtem Vokabular (z.B. Zink-Bibel). Aber auch die sind in einem Deutsch verfasst, dessen Grundlage seinerzeit Martin Luther und der massenhafte Buchdruck des Johannes Gutenberg geschaffen haben.

Aber so, wie sich die Sitten und Gebräuche seit der Lutherzeit deutlich gewandelt haben, so hat natürlich auch der tägliche Sprachgebrauch eine Änderung erfahren - von Generation zu Generation. Wie uns Älteren heute Begriffe aus der Jugendsprache, so das gerade zum Jugendwort des Jahres gekürte *gringe* unbekannt und unbegreiflich sein mögen, so mag es auch der Generation vor uns mit dem entsprechenden Wortschatz unserer Jugendzeit gegangen sein. Das damals so gern benutzte Wort *fetzig* ist jedoch so kurzlebig gewesen, dass es heute kaum noch jemand kennt. Dies hat sich nicht gehalten, andere Wörter schon. Termini aus anderen Sprachen - wie z.B. das *Portemonnaie* - halten sich seit sehr langer Zeit. Und Begriffe aus unserer technisch so schnelllebigen Zeit wie der *Kassettenrecorder* sind allein schon der so rasant veralteten Technik wegen recht kurzlebig.

Wir passen unsere Sprache an die Dinge an, die uns umgeben, an die Schnelligkeit, mit der wir leben, wir „erfinden“ neuartige Wörter für Dinge, die gerade erst entwickelt worden sind und für die wir davor noch gar keine Vokabel hatten (*Glühbirne*). Wir kennen seit jeher ein Wort für keinen-Hunger-mehr-haben: *satt* sein, aber ein Wort für keinen-Durst-mehr-haben kennen wir in unserer Sprache nicht; also erfinden wir eins, das sich aber im täglichen Sprachgebrauch noch absolut nicht durchgesetzt hat: *sitt* sein. Es ist ein Kunstwort, kein gebräuchliches Wort und wird vielleicht auch für immer ein solches bleiben. Sprache kommt von Sprechen, nicht von Ausklügeln.

Gesellschaftlich ist heutigentags das *Gendern* angesagt. Wir erfinden Wortgebilde, um den weiblichen und männlichen Teil der Bevölkerung gleichwertig anzusprechen, weil dies soziologisch wichtig erscheint. Es kann sein, dass sich dies durchsetzt und der Beginn einer immer währenden Sprachform ist, so dass man es auch in mehr als 1000 Jahren noch gebrauchen wird, es kann aber auch sein, dass dies wie das Wort *fetzig* wieder aus der Sprache entschwindet. Oder es wird noch andere Wortgebilde geben, die die besondere Geschlechtlichkeit der *Transgender-Menschen* mit einbeziehen. Walther von der Vogelweide kannte noch nicht mal die Begriffe *Gender* oder *Transgender*, aber der kannte auch noch keinen *Mähdrescher*, den wir heute als „normal“ in den Sprachgebrauch übernommen haben.

Ich habe bei den letzten Zeilen einige Beispiele für das Anpassen der Worte und Begriffe aus der deutschen Sprache beschrieben. All dies lässt sich aber auch für die alte ägyptische Sprache / Schrift belegen, für das Griechische aus antiker und älterer Zeit, vielleicht auch für das Sumerische oder Hebräische zeigen. Sprachen und Schriften entstehen, entwickeln und verändern sich.

Übrigens auch unsere Zahlensprache und -schrift. Unsere Ziffern sind dem Arabischen entnommen, weil dies die Null kannte, während die Römischen Ziffern, die bis ins 13./14. Jh. bei uns in Deutschland noch üblich waren, diese rechnerisch wesentlich elegantere Möglichkeit gar nicht enthielt. Diese Ziffern haben sich genauso durchgesetzt wie die Karolingische Normschrift, der wir unser heutiges Aussehen der „lateinischen“ Groß- und Kleinbuchstaben verdanken. Diese wurde, dem Namen kann man's entnehmen, von

Karl dem Großen in seinem Reich durchgesetzt. Und dennoch hat jeder von uns viele Schriften auf seinem Computer - ich allein über 400 verschiedene Schriftarten.

Ich will also noch mal auf die Schriftzeichen zurück kommen. Eine Schrift ist auch in gänzlich anderen Kulturräumen entwickelt und optimiert worden: Bei uns in Europa gibt es nicht nur die lateinische und die griechische Schrift, sondern auch das Kyrillisch, eine vom Hl.Kyrill erfundene Schrift, die sich bis heute im osteuropäischen Raum hält. In Asien gibt es viele unterschiedliche Schriften - chinesische Schriftzeichen unterscheiden sich deutlich von koreanischen oder der thailändischen Schrift, selbst die japanischen Schriftzeichen haben eine Änderung erfahren - auch in Mittelamerika hatten die Majas ihre eigne Schrift entwickelt. Allen Schriften ist gemein, dass sie entweder von einer Bildersprache zu Silben-Schriften wurden oder aber gleich abstrahierte Zeichen für Silben oder Laute nutzten. Selbst die alten germanischen Stämme nutzten Schriftzeichen (Runen) für rituelle Zwecke; sie haben daraus allerdings keine allgemeine Schriftsprache entwickelt. Vielleicht waren ihnen diese Zeichen zu heilig?

Da ich kein Linguist bin, will und kann ich dieses Thema der unterschiedlichen Schriften und Sprachen gar nicht weiter vertiefen - mir waren nur drei Dinge wichtig:

- Schriften wurden entworfen und weiter entwickelt, um Inhalte oder Sprache wiedergeben zu können
- Sprachen ändern sich durch Moden, gesellschaftliche Umformungen oder technische Voraussetzungen (seien dies die unterschiedliche Behandlungen eines Steines zum Werkzeug, die Durchsetzung des Ackerbaus oder die Erfindung von Fernsehern und Raketen)
- und Sprachen durchmischen sich

Nun möchte ich mal etwas persönlicher werden, habe ich doch ganz am Anfang die Erfindung der Schriftzeichen als eine besonders schöne und wichtige Kulturtechnik vorgestellt. Was hat das alles nun mit mir zu tun?

Ich wurde im Alter von ungefähr fünf Jahren mit der wunderbaren Welt der Buchstaben und deren Verwendung vertraut gemacht. Nicht weil man es mich lehren, sondern weil ich hinter dieses Geheimnis kommen wollte. Ich erahnte wohl schon sehr früh, dass sich mir hiermit eine schier unerschöpfliche Welt der Wissensaneignung öffnen würde. Ich war mächtig stolz, konnte ich doch nun die Straßennamen lesen, die Gattung eines Ladens bereits an den großen Buchstaben der Leuchtschrift entziffern und Überschriften in der Zeitung stammeln. Allein der Sinn dieser Überschriften blieb mir verschlossen. Als ich mich dann mal traute, meinen Vater zu fragen, was das eigentlich bedeuten würde, bekam ich nur die noch geheimnisvollere Antwort, dass dies Politik sei, die ich noch nicht verstehen würde. Fortan bemühte ich mich um dieses Verstehen.

Mir fiel es nicht schwer, das Lesen in der Schule zu erlernen, kannte ich doch schon viele Kausalitäten der zusammenhängenden Buchstaben und konnte die Silben aussprechen. Auch die Vielfalt der Schriften bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten. Ich beherrschte die lateinischen Buchstaben genauso gut wie die Schrift in Fraktur-Buchstaben und wenig später auch die Sütterlin-Schrift, die sich aber nur als ein „Fliegenschiss“ in der Geschichte herausstellen sollte. Sehr viel später eignete ich mir noch das Wissen um das griechische Alphabet an, damit ich das Graecum - für das Studium der Historie unentbehrlich - absolvieren konnte. Wie sich noch viel später herausstellte, war dies überflüssig; nicht aber das Kennen der griechischen Buchstaben.

Zurück zum Kindesalter: Ich las. Ich las viel. Meine Eltern schenkten mir zu Weihnachten oder zum Geburtstag Bücher - keine schmalen, sondern „Wälzer“. Bereits mit zehn Jahren hatte ich meinen gesamten „Lederstrumpf“ - alle vier Bücher - und den „Robinson Crusoe“ intus, Bücher über das Fliegen, Fabeln, Märchen und diverses mehr. Mir wurden keine Märchen vorgelesen, ich las sie lieber selber. Dank Gustav Schwab waren mir mit zwölf Jahren die griechischen Götter- und Sagenwelten kein Geheimnis mehr, ich kannte das Nibelungenlied, die verworrenen Zusammenhänge der germanischen Götterwelt hatte ich verstanden und die ersten Bücher über unser Sonnensystem und die Weiten des Weltalls wurden zu meiner Welt. Mir sollte kein Vater mehr sagen,

das verstünde ich noch nicht. Mir erschien es reizvoller, ihm sagen zu können, dass er davon keine Ahnung hätte.

Auch das Lesen einer noch viel abstrakteren Schrift begleitete mich seit meinem siebenten Lebensjahr: Noten. Ich hatte Klavierunterricht und erkämpfte mir als junger Teenager den Gitarrenunterricht - als ein Zeitgenosse der Beatles war dies unerlässlich. Meine Augen schickten also nicht nur Signale zum Aufbauen der spannendsten Bilder in mein Hirn, sie sendeten auch Bilder zur Entschlüsselung fantastischer Klänge.

Ich war eine Leseratte und spielte mit großer Freude auf meiner Gitarre - und dennoch spielte ich als Kind ausgesprochen häufig auf dem Spielplatz vor unserem Küchenfenster mit den Nachbarskindern, und aus dem nahegelegenen Sommerbad war ich bei Sonnenschein ebenfalls kaum heraus zu denken. Ich weiß gar nicht, wieviel Stunden die Tage damals hatten - aber nur vierundzwanzig können es niemals gewesen sein.

Zusätzlich kam in den 60er-Jahren noch ein Fernseher in unser Wohnzimmer, und dessen bewegte Bilder und gesprochene Texte faszinierten mich zusätzlich. Filme sollten in meiner Studentenzeit eine große Rolle für mich spielen - ich wurde ein Cineast. Wobei ich gleichzeitig ein großer Freund der Oper war. Diese habe ich nicht nur im Fernseher gesehen und zusätzlich für späteres Wiederholen auf einem Video-Recorder aufgezeichnet, nein, ich war auch häufig in der nahegelegenen Deutschen Oper, da eine Kommilitonin die Freundin eines Violinisten im Orchester war und uns (meiner damaligen Frau und mir) Karten für 'n Appel und 'n Ei besorgen konnte.

Aber das Lesen habe ich dabei nie aufgegeben - im Gegenteil: ich habe Bücher „gefressen“. In meiner heutigen Bibliothek stehen die gesammelten Werke der Deutschen Klassik (nicht nur Goethe und Schiller) - alles durchgelesen, das Gesamtwerk von W. Shakespeare, von ... - alles durchgelesen, zig französische Romane (Camus, Beauvoir, Sartre und ältere Heroen der Literatur) - alle durchgelesen, unglaublich viel zeitgenössische Literatur - alles durchgelesen, vom spannenden Krimi bis zur avantgardistischen Belletristik, hunderte von Sachbüchern - alle durchgelesen ... Hatten in meiner Kindheit und Jugendzeit die Tage scheinbar schon eine Länge von mindestens 28 Stunden, so schwoll diese Tageslänge in meiner Studentenzeit auf deutlich über 30 Stunden an; wie sonst hätte ich ein solches Pensum an Wissen und Eindrücken aufnehmen können.

Man kann sagen, es wuchs in mir eine weite Innenwelt, die als Gegensatz zum realen Dasein fungierte oder die ein Zusammenspiel beider Welten ermöglichte, folglich mein Leben nachhaltig erweitert oder gar verändert hat. Es ist dies eine Gedanken- und Wissenswelt, die von anderen Menschen erdacht und über Schriftzeichen in mein Hirn transportiert worden ist. Ich weiß, was ein anderer Mensch denkt oder erlebt hat, so er mir das in Buch- oder anderer Schriftform überreicht - wenn er mir das nicht persönlich sagen kann. Ich kann in einem Lexikon nachschlagen, wenn sich mir eine Frage zu einem bestimmten Aspekt stellt, kann über Betriebsanleitungen für Apparate jedweder Art deren Bedienung erlernen und so fort. Das angesammelte Wissen dieser vielen Menschen, die heute leben oder vor wenigen Jahren noch lebten, die bereits seit Jahrzehnten nicht mehr unter uns weilen, seit Jahrhunderten oder -tausenden bereits tot sind, ist erhalten geblieben und steht mir zur Verfügung; soviel Wissen, wie es selbst das begnadetste Gehirn nicht aufnehmen oder behalten könnte. Die Zeit der Universalgenies ist vorbei - es gibt zu viel Wissen.

Bis ich das verstanden hatte, brauchte es aber eine gewaltige Zeit. Es tat mir fast körperlich weh, die Erkenntnis annehmen zu müssen, dass ich nicht immer den letzten Film gesehen haben konnte, nicht das neueste Buch zu diesem Thema, den Roman dieses bekannten Menschen gelesen hatte ... ich sprang irgendwann aus diesem Hamsterrad; erst unglücklich, dann immer beruhigter und entspannter. Ich las nur noch das, was mir Freude bereitete - nicht das, was ich meinte, unbedingt gelesen haben zu müssen, um mitsprechen und somit dabei sein zu können. Im Gegenteil - ich stürzte mich anscheinend mit Freude auf Dinge, die den anderen verschlossen geblieben sind und wurde dadurch ein gefragter „Experte“.

Ansonsten muss ich nur eine Ahnung haben, wo ich das Wissen zu einem bestimmten Thema abrufen kann. Und auch wenn heute sehr viel über bewegte Bilder weitergegeben wird (Videos auf YouTube u.ä.), so wird das Geschriebene immer bleiben und einen un-

vorstellbaren Wert haben. Wie gesagt, ich muss nur wissen, wie ich an diese Schriften komme und schon kann ich innerhalb kürzester Zeit mir auch zu diesem Thema meine Meinung bilden. Der Schrift sei's gedankt.

Habe ich mich in den vorherigen Abschnitten mit dem beschäftigt, was andere mir durch Schriftzeichen zukommen lassen können, so will ich mich nun dem zuwenden, was ich mir persönlich durch Schriftzeichen Gutes tun kann.

Ich habe einen Gedanken - und bevor er mir verloren geht, kann ich ihn zu Papier bringen, sei es der Einkaufszettel oder die to-do-Liste für den heutigen Tag. Ich nutze die Schriftzeichen also als Gedächtnis. Dies kann ich nicht nur für diese vergleichsweise winzigen Erinnerungshilfen nutzen, ich kann auch ein ganzes Leben Revue passieren lassen und eine Autobiografie verfassen. Diese kann ich mit dem Hintergedanken schreiben, dass ich die Menschheit mit dem Wissen um Ereignisse und Gedanken aus meinem Leben beglücken und bereichern möchte, oder aber ich will sie als eine Versicherung gegen mein Vergessen nutzen, will mir in späterer Zeit das Geschehene und meine Gedanken dazu noch ein mal vor Augen führen und so in mein Gedächtnis zurück rufen können.

Dazu bedarf es allerdings einer besonderen Methode beim Erstellen. Ich muss ehrlich das formulieren, was passiert ist oder was ich dazu gedacht habe. Ich spreche hier von einer „besonderen Methode“, weil wir eigentlich schreiben, um andere zu beeindrucken, ein besseres Bild von uns abzugeben, uns zu erhöhen. Wir wollen uns nicht blamieren, als Trottel oder unwichtige Person dastehen. Da werden gern mal Lebensläufe „geschönt“, Doktorarbeiten lässt man von anderen anfertigen, da man es selber nicht so gut kann, oder man „stiehlt“ andere Gedanken, indem man sie nicht als solche von anderen verfasste kennzeichnet, Biografien werden unter Auslassung der „schwarzen Flecken“ erstellt und so weiter ... Sinn der Sache ist, sich gut oder besser als man ist darzustellen. Rede viel Gutes über dich und schreibe es dann auf / lass es dann aufschreiben; ein Denkmal, das nicht in Stein gemeißelt, sondern in Buchstaben getippt wird. Dies ist viel wirkungsvoller, da man es überall sehen kann.

Das alles hilft mir aber nicht beim Mich-wieder-Erinnern, sondern es dient der glorreichen Außendarstellung. Dies alles ist menschlich, ist üblich und entsprechend weit verbreitet, also durchschnittlich. Schwierig und dementsprechend selten ist es, sehr wahrheitsgetreu oder gar selbstkritisch einen Text abzufassen, der einen selbst beschreibt oder selbst Erlebtes wiedergibt. Nun ist das, was wahr ist, nicht immer gut zu erkennen, noch nicht einmal für einen selbst, aber das Bemühen etwas so zu schildern oder zu beschreiben, wie man selbst es erlebt oder gefühlt hat, sollte hier der Maßstab sein. Nur so erhält man einen Text, der genau das spiegelt, was ich in diesem Moment des Niederschreibens gedacht und gefühlt habe.

Ich schreibe deshalb seit mehreren Jahren - seit fast einem Jahrzehnt - Tagebuch. Und zwar keines, das den Menschen Reinhard W. Nachtwey nach seinem Tode wunderbar authentisch beschreibt und ihn in allen Facetten der Öffentlichkeit bekannt macht, ihn ihr näher bringt und ihn strahlend dastehen lässt, sondern eins, das ich im Falle des schwindenden Gedächtnisses als Stütze benutzen kann, um mich wieder erinnern zu können. Und natürlich möchte ich mich dann so erinnern, wie ich den Tag, die Situation seinerzeit wirklich erlebt habe. Es möge dereinst tunlichst das Gefühl wieder entstehen, wie ich es beim Schreiben oder Erleben empfunden habe; quasi wie eine direkt mitgeschnittene Schallplatte aus den Anfangszeiten der Tonaufzeichnung. Da konnte man noch nichts schneiden und „schönen“ - da hörte man das, was gesagt oder *live* gespielt worden ist, und zwar so, wie es gesagt oder gespielt worden war. Ich möchte mich später nicht auf die gefilterten Erzählungen der anderen stützen, die, um mir eine Freude zu bereiten, etwas schönen oder, um mich nicht zu grämen, etwas „unter den Tisch“ fallen lassen. Ich will alles möglichst genau nachempfinden können.

Schon heute lese ich in den ersten Tagebüchern nach, um mir die Reihenfolge oder Daten einzelner Ereignisse noch mal zu vergegenwärtigen, diese zu verifizieren oder festzustellen, dass mich mein Gedächtnis betrogen hat. Wobei die „allerersten“ Tagebücher - die in papierner Form - bereits beim großen Umzug nach Potsdam entsorgt worden sind. Sie waren mir einfach zu ungenau und vor allem unsicher.

Zu unsicher in zwei Aspekten: Zum einen waren es ganz normale große Kalenderbücher (Jahrgangsbücher), die jeder hätte lesen können, der sie in die Hand bekommen hätte. Heute führe ich diese Tagebücher digital, mit entsprechender Verschlüsselung. Nach meinem Tode könnten meine Erben diese zwar lesen, aber erstens bin ich dann tot und mich kann's nicht mehr kratzen, und zum anderen glaube ich, dass die Fülle der Texte meine Nachkommen abhalten wird, diese zu durchforsten, zumal ich sie darum bitte, dies nicht zu tun.

Zum zweiten führe ich meine Tagebücher erst seit knapp zehn Jahren nach der oben beschriebenen „ehrlichen“ Methode. Diese Tagebücher sind also für mich interessant, weil sie - des polierten Schnörkels bereinigt - mich zeigen, die vorherigen Niederschriften haben mir sicherlich ein Bild gezeigt, das ich gern von mir gesehen hätte. Das ist für meine Bedürfnisse aber nicht relevant. Ich will nämlich nicht über Reinhard-Gloria-W.-Glanz-Nachtwey-Herrlichkeit lesen, sondern *mich* nachempfinden.

Das Geschriebene kann, wohl noch mehr, als Gemälde dies vermögen, ein anderes Bild eines Menschen verbreiten. Vielleicht ist dies auch der Ursprung der (Un-)Sitte, die Namenszüge eines Herrschers und das Geschriebene über ihn aus den Stelen und Wandinschriften heraus zu schlagen, wenn dieser Herrscher später in Unnade gefallen war. Das Geschriebene Wort hat eine ungeheure und unheimliche Kraft. Das sieht man auch an der Angst von Herrschenden, die die Bücher missliebiger Andersdenkender verbrennen lassen.

Ich möchte in diesem Fall, dass das Geschriebene die Kraft der genauen Beschreibung dessen, was in meiner Umgebung geschehen ist und wie ich darauf reagiert habe, behält und dies nicht verfremdet, wie magische Runen, die in diesem Fall nicht die Zukunft zeigen oder deuten, sondern die Vergangenheit wie in einem Zauberspiegel wieder hervor holen sollen.

Die ersten sechzig Jahre meines Lebens waren davon geprägt, ausschließlich Wissen und die Gedankenwelten anderer in mich hinein zu saugen. Seit ein paar Jahren hege ich zusätzlich den Wunsch, mein Erleben für mich zu konservieren, also etwas aufzuschreiben, und so nutze ich die Buchstaben dementsprechend „umgekehrt“.

Ich lese immer noch, aber bei weitem nicht mehr so viel. Dafür schreibe ich erheblich mehr. Früher purzelten die Buchstaben durch meine Augen *in* mein Hirn, setzten Bilder in Gang oder regten mich zu geänderten Gedankengängen an. Heute purzeln sie durch meine Finger aufs Papier - via Tastatur, Computer und Drucker. Die zugrundeliegende Kulturtechnik ist die gleiche. Es ist eben die fantastischste Kulturtechnik, die wir haben. Ich könnte mir ein Leben ohne diese wahrlich nicht vorstellen - allerdings auch nicht ohne Musik, Gemälde, Kochkunst, gute Filme oder den Umgang mit Smartphone und Computer.

geschrieben im Oktober 2021